



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

### Ästhetik des reinen Gefühls

Cohen, Hermann

1912

8. Die Humanität in der Lyrik Goethes (Die Völkerstimmen im Liede - Die Sicherstellung der Humanität - Wir heißen's fromm sein - Musterhaft in Freud und Qual - Die Idealisierung der Geschlechtsliebe)

**urn:nbn:de:hbz:466:1-35764**

Gebetes erkennen möchte, so ist aus dem Gesichtspunkte der Lyrik der Unterschied evident: daß bei Bach dieses Ringen immer im Hinblick auf Christus sich vollzieht und gestaltet. Daher bleibt seine Melodik doch mehr unter dem Zeichen der Erhabenheit, wenngleich er auch an schlichten, innigen Momenten reich genug ist.

#### 8. Die Humanität in der Lyrik Goethes.

Wir suchen hier nicht weiter die literarische Vermittlung der Reformation mit der Lyrik des 17. Jahrhunderts zu verfolgen. Wir gehen auch nicht näher auf Herder ein, obwohl dieser durch seinen „Geist der ebräischen Poesie“ die Einwirkung der Psalmen auf das Volkslied festgestellt haben dürfte. Wir legen bei Herder größeres Gewicht auf seine „Völkerstimmen“. Die Universalisierung, welche er im Volksliede verfolgt, lenkt in entschiedener Weise ab von dem ganzen religiösen Horizonte. Die Universalität des Volksliedes ist die tiefste und kräftigste Vorbereitung des Grundgedankens der Humanität.

Dieser Grundgedanke der Kultur wird der ästhetische Grundgedanke der Lyrik. Alle Menschen, alle Völker singen Leid und Lust der Liebe, und in ihrem Liebeslied besingen und offenbaren sie alle ihr Menschenherz. Dieses Lied der Liebe wird das Dokument der Humanität. Und die Humanität ist die neue, freie Sittlichkeit, die sich unabhängig macht von dem Ideenzwang der Glaubensformen.

So führt die Humanität von den Völkerstimmen Herders zur Lyrik Goethes. Auch sie ist aus der Polemik gegen den Glaubenszwang erwachsen. Wie sein Prometheus gegen die Götter Griechenlands sich richtet, so die Braut von Korinth gegen die „Menschenopfer“ des eigenen Glaubens. Aber seine Lyrik erblüht aus positiven Wurzeln, aus den positiven Gedanken der Humanität. Daher verbleibt es bei ihm nicht etwa bei doktrinärer Befeindung der Religion; die systematische Eigenart der Kunst erhebt sich in ihm zur Selbständigkeit, ohne sich von der Religion abhängig zu machen, aber auch ohne die Religion für ihre eigenkräftige

Menschenliebe zu meistern und anzugreifen. Vielmehr läßt er auch ihr die Kraft der Idealisierung angedeihen, und auf Grund derselben verschmäht er es nicht, sich mit ihr zu verbinden.

Goethes Lyrik ist keusch und rein, wie sie ebenso auch wahrhaft religiös ist. Darf man sagen: sie ist keusch und rein, weil sie wahrhaft religiös, und nicht mehr in dogmatischer Befangenheit religiös ist? Wenn anders aber es unzweifelhaft ist, daß die Keuschheit des Goethe'schen Liebesliedes durch den Geist der Humanität bedingt ist, so muß die Frage bejaht werden. Denn wie die wahrhafte Religiosität im Kultursinne negativ bedingt ist durch die Befreiung von dogmatischer Befangenheit, so ist sie positiv bedingt durch die wahrhafte Humanität. Wahrhaft aber wird die Humanität nicht durch die abstrakte Nächstenliebe, sondern durch die Menschenliebe, wie die Kunst allein sie durch die Liebe zur Natur des Menschen zu lehren und zu bekräftigen vermag. In der Liebe des Liebesliedes bezeugt sich unverhüllt die Natur des Menschen; in ihrer Anerkennung und Fortbildung betätigt sich daher auch am klarsten und sichersten die wahrhafte Humanität.

Die Lyrik Goethes hat in dieser Sicherstellung der Humanität ihre eminente ästhetische Bedeutung. Nicht nur das Liebesgefühl wird ungehemmt, und daher die tiefste Kraft des künstlerischen Gefühls entbunden und geweiht, sondern mit ihm zugleich wird die Kunst als Fundament und Schutz der Humanität begründet. Humanität ist ein abstrakter Ausdruck, der der Ideenlehre der Philosophie entstammt. Die Humanität ist jedoch so klar in aller Mannigfaltigkeit des Goethe'schen Liebesliedes beleuchtet, daß er an seine Stelle getrost den altväterischen Ausdruck der Frömmigkeit setzen kann. „Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's — Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden, in Gegenwart des allgeliebten Wesens. Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören Den tiefsten Sinn, den Sinn ihr zu gehören“. Da ruht das Herz.

Die Ruhe des Herzens, nicht die Unruhe des Verlangens, ist das Wahrzeichen dieser Liebe, dieses Friedens, der dem Frieden Gottes verglichen wird, und deren tiefster Sinn doch sein soll: „ihr zu gehören“. Weder ihr untertan zu sein, ihr zu ihren Launen, ihrer Leidenschaft, als einer Übermacht, unterworfen zu sein, noch auch sie sich selbst unterworfen, nicht einmal sie dem eigenen Ich zugehörig, sondern „ihr zu gehören“, das ist der tiefste Sinn der Liebe, wie sie hier schlicht bestimmt wird.

Und mit dieser Schlichtheit stimmt der religiöse Schwung dieser Liebe überein. „In unsers Busens Reine wogt ein Streben, Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben, Enträtselnd sich den ewig Ungenannten; Wir heißen: fromm sein. — solcher seligen Höhe Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe“. So wird der tiefste Sinn, „ihr zu gehören“, näher bestimmt: „sich aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben“. Er scheut das platte Mißverständnis nicht, als ob die Liebe dadurch in Dankbarkeit verflüchtigt würde. Diese Hingabe aus Dankbarkeit gilt „einem Höhern, Reinern“. Das ist zwar der Unbekannte, der „ewig Ungenannte“; den wir in dieser freiwilligen Hingabe uns enträtseln, aber mit dieser Hingabe wird nun eben die Liebe verglichen, und so wird auch die Geliebte zu einem höhern reinern Wesen. „Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten, Vor ihrem Atem, wie vor Frühlingslüften, Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten, der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften“. So wird der Selbstsinn vom reinen Selbstgefühl vernichtet.

Dieses Frommsein der Liebe enthalten Goethes Liebeslieder in allen Perioden. Auch „Willkommen und Abschied“ atmet diese keusche Bescheidenheit. „In meinen Adern, welches Feuer! In meinem Herzen welche Glut! Dich sah ich, und die milde Freude Floß von dem süßen Blick auf mich . . . Ein rosenfarbnes Frühlingswetter Umgab das liebliche Gesicht Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter! Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.“ Diese Bescheidenheit ist echt, und daher ein Symptom der rechten Liebe; diese Bescheidenheit zugleich mit der Hoffnung: „Ich hofft es,

ich verdient' es nicht". Auch der Schluß des Gedichtes bekräftigt diesen „tiefsten Sinn“ der Liebe: „Ich ging, du standst und sahst zur Erden, Und sahst mir nach mit nassem Blick; Und doch, welch Glück, geliebt zu werden! Und lieben, Götter, welch ein Glück.“ Diese Steigerung ist charakteristisch für die echte Liebe. Wie ihr tiefster Sinn ist, „ihr zu gehören“, so ist ihre Höhe nicht, „geliebt zu werden“, sondern das höchste Glück besteht im Lieben, in dem positiven Gefühl des Zugehörens und der freiwilligen Hingebung, nicht in dem den Selbstsinn befriedigenden Bewußtsein, geliebt zu werden; darin erfüllt sich noch nicht die Reinheit des Gefühls; die vielmehr erst durch die positive Handlung und Gesinnung, „ihr zu gehören“, sie als das „Höhere, Reinere“ anzuerkennen, begründet wird.

Selbst im „Wiederfinden“ in den Liedern der Suleika äußert sich diese Keuschheit, trotzdem doch gerade in diesem Gedicht die ganze kosmogonische Kraft der Liebe aufgetürmt wird. „Ist es möglich! Stern der Sterne, Drück' ich wieder dich ans Herz!“ Der Schöpfung der Welt wird die Liebe verglichen. „So mit morgenroten Flügeln, Reiß es mich an deinen Mund, Und die Nacht mit tausend Siegeln Kräftigt sternenhell den Bund“. Und darauf heißt es unmittelbar: „Beide sind wir auf der Erde Musterhaft in Freud' und Qual“. Der scheinbar prosaische Ausdruck „Musterhaft“ hat hier eine tiefe Prägnanz. Es ist die systematische Reinheit der Liebe, die hier zum Bekenntnis gebracht wird. Das Gedicht ist bekanntlich ein echtes Gelegenheitsgedicht, und man weiß zufällig, wie das Verhalten Goethes zu dieser Suleika sich streng behauptet hat.

Aber auch hier scheiden sich Ästhetik und Literaturgeschichte. Die Ästhetik geht es nicht an, und sie hat sich davon nicht beirren zu lassen, was der Dichter erlebt hat, und ob und in welchem Grade sein Leben im Einklang steht mit seinem Dichten. Der Ästhetik liegt es allein ob, zu prüfen, ob das Gedicht die Vollendung der Reinheit hat. Diese Vollendung ist der Goetheschen Lyrik aufgeprägt, und ihr zufolge vermag die Ästhetik nunmehr dieses Liebeslied ebenso als den Gipfel, wie als die Wurzel der Lyrik anzuerkennen. Diese Goethesche

Vollendung der Lyrik vollbringt die Idealisierung der Geschlechtsliebe.

Und in dieser Idealisierung beschwört sie die größte Gefahr, welche der Reinheit der Kunst überhaupt droht. Sie erst scheidet mit klarer Sicherheit das Weltalter der Humanität von dem der mit der Religion verbundenen Kunst, vom Minnesang des 13. Jahrhunderts. Diese Liebe ist fromm sein ohne Mystik, ohne Befangenheit in den Glaubenstypen der Liebe, und ohne die sexuelle Zweideutigkeit, welche von dieser religiös-konventionellen Liebe unabtrennlich ist. Diese Liebe ist rein, weil in ihr das Gefühl rein wird.

#### 9. Die Verinnerlichung des Naturstoffs des Leibes.

So steht der Lyrik ein großer Anteil zu bei der allgemeinen Aufgabe der Poesie, und durch sie der Kunst für die Idealisierung des Selbst, und für die Verinnerlichung des Stoffes für das Kunstwerk. Hier ist der Leib und sein Naturtrieb dieser allgemeine Stoff, der durch die Verinnerlichung zur Idealisierung, zur Reinheit des Gefühls umgewandelt werden soll. Die Universalität des Eros hat sich hier an der Spezialität der Geschlechtsliebe zu bewähren. An der Natur des Menschen darf kein Widerspruch, an dem Leibe kein Makel der Natur bleiben. Die Humanität ist die Frucht des Eros. Die Lyrik hat diese Frucht zur Reife gebracht.

Der Einheit von Seele und Leib entspricht, der Humanität gemäß, die Einheit der Liebenden. Das Ich erkennt sich in seiner unbezwinglichen Dualität. Diese Dualität ist nur das Werk des ästhetischen Gefühls. Der Ethik ist mit der Dualität nicht an sich gedient; ihr kommt es zuerst nur auf die Allheit an, und erst aus dieser kann die Dualität abstammen. Diese Einheit des Ich begründet und befestigt sich innerhalb der Ethik nur in der Allheit des Staates und der Menschheit, und nur als ein Tugendweg, nur als eines der relativen Mittel kann auch die Dualität